

# VERDARZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Peregrine. Novelle von Ottomar Beta. (Fortsetzung.) — Zeeländische Hochzeit. (Illustration.) — Die Eröffnung der Messe von Antwerpen im Mittelalter. Gemälde von van der Duberaa. — Venezuanisches Volkslied. — Mosaik. — Literarische Tagebuchblätter. — Die Mode (mit Abbildungen). — Wirtschaftsplandereien (mit Abbildungen). — Schach. — Buchstaben-Räthsel. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 11. — Magisches Buchstaben-Quadrat. — Auflösung des Kreisräthfels Seite 112. — Nebus. — Correspondenz.

## Peregrine.

Novelle von Ottomar Beta.  
(Fortsetzung.)

Sherutti's Beschäftigung blieb nicht ohne Einfluß auf seine Gemüthswelt. Jeder Brief, jede Zeitung, jedes eintreffende Schiff, welches mit seinem aus Italien stammenden Inhalt die Speicher des Handlungshauses füllte, weckte in seinem Gedächtniß die Bilder des fast vergessenen Heimathlandes, die Scenen seiner mühseligen, jammervollen Kindheit. Dester als sonst stand er sitzend daheim bei seinem großen Leierkasten, den er mit seiner letzten Kraft bis an das gastliche Thor getragen, das ihn aufgenommen und ihn wie durch Märchenzauber in eine neue Welt geführt hatte. Dann war's ihm, als ob seine Jugend mit ihren unsäglichen Bitterkeiten ihm ein Brandmal ins Herz geprägt hätte. Es kamen schwere Stunden über ihn, Stunden tiefer Melancholie, wo er die Einsamkeit suchte, um wie das geschlagene Thier des Feldes, das sich in seine Höhle verfrachtet, nicht Gegenstand eines zudringlichen Mitleids zu sein. Dann übermannte ihn wol die Erinnerung, welche selbst die Scenen der Entzagung und der Leiden mit einem goldigen Schimmer bescheint, und er schmiegte sich wieder wie ein Kind — an seinen Leierkasten, der so lange Zeit sein einziger Freund gewesen. Frau Süllmann hatte Recht, wenn sie sagte, daß auch in ihm das Heimweh sich regte. Es war in Wirklichkeit nie in ihm erloschen und brach nun oft in dem eigenartigen Dunstkreise seines Waarenhauses in hellen Flammen aus. Sein ganzes Wesen war wie von einer feinen Essenz des Heimwehs durchdrungen, so daß ihm nicht selten die Gegenwart, ja das heimische Haus seiner Gönnerin be fremdlich erschien. Er fühlte



mehr als je, daß er nur Gastrecht darin genieße und nicht durch irgend eine vielleicht ungebührliche Familiarität, die jedem Anderen erlaubt sein mochte, dies mißbrauchen dürfe. Beobachtete man nicht ihm gegenüber ebenfalls eine gewisse Rücksicht? Vielleicht war das nur ein Reflex seines eigenen Wesens; aber mehr als je empfand er die Verpflichtung, allen Aufgaben, die Dankbarkeit und Veruß ihm auferlegten, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit nachzukommen. Es entwickelte sich bei ihm eine Art von Zartgefühl, das in manchen seiner Erscheinungsformen von stillem Stolz kaum sich unterschied und ihm unter seinen Alters- und Berufsgenossen einige erkenntnißvolle Freunde, aber auch viele Widersacher schuf. Es gibt Naturen, denen jede Lauterkeit der Gesinnung unbequem oder beschämend, deshalb verhaßt ist. Da nun die Legende seiner Herkunft allgemein bekannt war, so mußte Peregrine nicht selten aus dem Munde solcher Gesellen Anspielungen mit anhören, welche er meist mit stiller, zuweilen mit ausgesprochenen Verachtung beantwortete, die aber doch nicht ohne Einwirkung auf sein Gemüth blieben. Schon in der Schule hatte er sich in der discreten und allein wirksamen Abweisung frecher Reden geübt und war durch die Erinnerung an seine Herkunft immer nur mit neuer Erkenntlichkeit gegen seine Walthäterin erfüllt worden. Jetzt aber trat er in die Jahre, in denen die ritterlichen Gefühle, deren der Mensch fähig ist, alle egoistischen Erwägungen zurückzudrängen pflegen. Peregrine besaß ein starker Empfindungen fähiges Herz. Er liebte Hertha, er hatte als Kind schon geträumt, wie er mit ihr durch Schluchten und Wälder dränge und sie gegen Tiger und Räuber vertheidigte oder sie aus Lawinstürzen

Zeeländische Hochzeit. Aus dem Prachtwerk „Nordland-Fahrten“ (Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn).

hervorriß. Jetzt, wo ihm der Gegenstand seiner Anbetung in die Ferne gerückt war, trat ein neues Element in seiner Seele zu Tage. Seine Liebe erhielt den Schmelz der Entfugung. Was er so lange empfunden: daß eine Klust ihn von seiner Umgebung trenne, wurde ihm nun zur Wirklichkeit. Er glaubte, Frau Süllmann's Politik zu durchschauen, und beschloß, ihren Absichten sich zu fügen. Nie sollte sie, seine Wollthäterin, sich über Undankbarkeit von seiner Seite, über Mangel an Rücksicht für ihre Wünsche beklagen können. Aber, wie es keine reine Farbe in der Natur gibt, so gibt es auch keine unvermischten Empfindungen im Menschenherzen. Neben dem Gefühle der Dankbarkeit empfand Peregrine auch peinigende Stimmungen. Stolz und das Gefühl der Erniedrigung rangen in ihm und zogen ihn oft in Schwermuth und Vereinsamung hinab.

Frau Süllmann selbst, obwohl ihr Auge zuweilen prüfend Peregrine's Züge durchforschte, merkte kaum etwas von diesen Veränderungen und Verschiebungen seines Innern. Außerlich hatte sich in ihren gegenseitigen Gewohnheiten Alles auf dem alten Fuß erhalten. Die natürliche Lebhaftigkeit seines Temperaments überdeckte die todte Stelle in seinem Herzen, denn Entfugung, Resignation ist doch weiter nichts anderes, als ein Grabstein, unter dem Liebe und Lebenswünsche eingefügt sind — ein Kerkergritter, hinter dem unser Stolz verschmachtet. Er hütete sich, den Willen seiner Wollthäterin zu durchkreuzen, noch mehr aber, sie empfinden zu lassen, wie sehr die Ergebenheit in ihren Willen ihn bedrückte. Frau Süllmann selbst fand mehr Grund als je, mit ihrem Zögling zufrieden zu sein. Es erfüllte sie mit großer Genugthuung, zu sehen, wie gerade die trefflichsten jungen Leute ihrer Kreise sich Peregrine zum Genossen wählten. Er schien ein Beispiel jener Vereinigung südlicher Intensität und nordischer Dauerbarkeit, welche sein romanisches Blut und seine deutsche Erziehung ihm gaben. Diese Mischung, selten wie sie ist, führt fast immer zur Entwicklung einer siegreichen Persönlichkeit, denn am letzten Ende gibt die Persönlichkeit in jedem Range und Berufsstufte den Ausschlag.

Frau Süllmann unterhielt selbstverständlich einen regen Briefwechsel mit Hertha. Unwillkürlich schlich sich in Hertha's Briefen die Erwähnung Peregrine's mit ein. Frau Süllmann antwortete kühl und gemessen, wenn sich Hertha sehr entschieden über einen Mangel an Nachrichten in Betreff Peri's beklagte. Einmal erhielt Frau Süllmann sogar eine geschlossene Einlage an diesen. Sie schwankte, ob sie dieselbe öffnen und lesen oder ungeöffnet zurücksenden sollte. Endlich entschied sie sich für das Letztere. Daran, dieselbe an Peri abzuliefern, hatte sie schon gar nicht gedacht. Es wäre inconsequent gewesen, hätte sie auf solche Weise ihre eigene kunstvolle Politik durchkreuzen wollen. Sie bat daher in ihrem nächsten Briefe an Hertha, daß das Schreiben an Peri ohne Verschluss ihrem nächsten Briefe wieder beigelegt werden möchte, es schicke sich nicht, vor der Mutter Geheimnisse zu haben.

Um dieses herbe Verfahren indessen in etwas zu lindern, bat sie Peregrine, doch einige freundschaftliche Zeilen an Hertha beizufügen. Ohne Inconsequenzen geht es nun einmal bei einer „diktatorischen“ Politik nicht ab.

Peregrine dankte mit leise zitternder Stimme und leichtem Erröthen für die erhaltene Erlaubniß. Er hatte einige von Hertha's Briefen an ihre Mutter gelesen und wol herausgeföhlt, daß Hertha ihm zürnen müsse, wenn er selbst kein sichtbares Lebenszeichen von sich an sie gelangen lasse, um so mehr, da Hertha selbst emphatisch erklärte, ihre Briefe seien immer für ihn mitbestimmt. Er empfand es daher als eine Beschämung, sich von Frau Süllmann zu einer Beantwortung ausdrücklich aufgefordert zu sehen. Und er wußte nicht einmal etwas von Hertha's Initiative in dieser Hinsicht. Er sollte es erst nach bitterer Erfahrung kennen lernen, daß das liebende Weib, das bestimmend auf die Wahl des Mannes einwirken will, den es in sein Herz geschlossen, vor keiner Initiative zurückschrickt. Peregrine sah sich auch ohnedies neuen Zweifeln, Hoffnungen und schmerzlichen inneren Zerwürfissen ausgesetzt. Es wurde ihm schwer, zwischen seiner Entfugung und seiner Furcht, einen Mangel an Erkenntlichkeit zu zeigen, die rechte Vermittelung zu treffen.

In diesem Zustande brachte er nach mehreren Ansätzen einige förmliche Sentenzen zu Stande, welche sich recht befremdlich gegenüber dem unbefangenen Ton früherer Tage ausnahmen. Doch Frau Süllmann las sie mit beifälligen Kopfnicken. „So recht, lieber Peri,“ sagte sie. „Im Uebrigen weißt Du ja, daß Hertha durch mich auf dem Laufenden erhalten wird.“ Peri's Brief bewegte sich im conventiellen Stil, in welchem Frau Süllmann auch Hertha an Peri schreiben zu sehen wünschte. Die guten Mütter! sie wissen wol nicht mehr, daß die Mehrzahl der Liebeserklärungen im Ballanzuge stattfinden.

Hertha indessen antwortete gar nicht auf Peri's Auslassungen und ignorierte sogar in ihrem nächsten Briefe an die Mutter gänzlich die Maßregel, mit welcher sie von dieser betroffen worden war. Auch auf eine ausdrückliche Anfrage, wie sie sich dieses ausnahmsweise so unbefriedigende Benehmen von Seiten einer sonst so pietätvollen Tochter zu er-

klären habe, erhielt Frau Süllmann nur ein lakonisches Postscript in französischer Sprache: „Was Peri anbetrifft,“ schrieb Hertha ziemlich doppeltinnig, „so danke ich für seine neulichen Zeilen. Das verschlossene Couvert, welches Du zurückwiesest, enthielt indessen nur einige Directiven für die Weihnachtsangelegenheiten; in Bezug darauf habe ich mich eines Besseren besonnen. Verzeih meine Vergesslichkeit, dies nicht schon erwähnt zu haben.“

„Voilà, mon chéri!“ sagte Frau Süllmann im Tone einer Weltkame, den sie jetzt öfter anschlug, wenn auf Hertha die Rede kam. „Da hast Du ein Beispiel, von der Nachlässigkeit dieser jungen Mädchen unserer Zeit. Im Uebrigen weißt Du ja, ihre Briefe an mich sind auch an Dich gerichtet.“

Sie reichte Peri, auf das Postscript hinweisend, Hertha's Brief, den dieser mit ruhiger Hand zurückgab. Er sah ihn kaum an. Als er Frau Süllmann's erwartungsvollem Blick begegnete, bat er lächelnd, Hertha's Erwähnung seiner Person durch einen erneuten Gruß erwiedern zu dürfen.

„Gewiß, lieber Peri!“ antwortete Frau Süllmann mit ihrer steten Freundlichkeit. „Füge einige Zeilen hinzu, sobald ich wieder schreibe.“

„Madonna,“ erwiderte Peregrine in seiner Muttersprache, deren er sich stets bediente, wenn er nach einem Ausdrucke für das Gefühl der Dankbarkeit gegen seine Wollthäterin rang, „ich dachte, Du könntest es ausrichten.“

Frau Süllmann nickte stumm. Das Blut stieg ihr in die Wangen. Peri kam ihren Wünschen in demonstrativer Weise entgegen. Er verbot sich selbst, an Hertha zu schreiben. Also durchschaute er ihre Absicht, ihn und Hertha von einander fern zu halten. Sollte sie ihre Zwecke nicht erreichen können, ohne die beiden jungen Herzen einander zu entfremden? Würde nicht auch sie von dieser Entfremdung betroffen werden? Es war ein egoistischer Gedanke, rege gemacht durch Hertha's seltsames Postscript und Peri's Antwort darauf. Sie mußte sich zusammennehmen, um den Stich, den sie durch dieses Benehmen von Peri's Seite erhielt, zu verwinden.

Sie hielt seine Hand fest, als er ihr ehrerbietig „Gute Nacht“ sagte, und küßte ihm die Stirn. Mit jenem Tage aber erlosch das bisherige mütterlich-kindliche Verhältniß zwischen Frau Süllmann und ihrem Zögling. Sie wagte es kaum, die gewohnten Musikübungen mit ihm fortzusetzen. Es sträubte sich etwas im Herzen dieser edlen Frau gegen die bloße Möglichkeit, daß Peri sich erniedrigt fühlen möchte, daß er in Groll sich sagen könnte, er sei ihr immer nur der Musik wegen schätzbar gewesen, etwa wie ihr kostbarer Flügel oder die echte Guarnerigeige, die sie ihm zum Geschenk gemacht hatte. Sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit gegen ihn. Das schöne Band der Dankbarkeit, welches ihn wie sie fesselte, das Bewußtsein, ihm eine wahre Wollthäterin gewesen zu sein, welches sie ihm gegenüber empfand, hatte einen eigenen unschätzbaren Werth, der nicht verschert werden durfte. Gibt es denn kostbarere Edelsteine unter den Tugenden, als die frei vom Herzen kommende Wollthat, die im treuen Herzen des Empfängers die Dankbarkeit erzeugt?

Es sind dies zwei Tugenden, die der Mensch durchaus freiwillig übt. In Peri's Seele aber wüthete ein Orkan unsäglicher Schmerzen; er hatte seiner Wollthäterin an jenem Abend, da sie ihm Hertha's Postscript zu lesen gab, etwas beichten wollen. Nur die Erwägung, er könne einen Stein des Anstoßes zwischen Mutter und Tochter wälzen, zwischen zwei Wesen, die zusammengehörten und die er in gleicher Weise anbetete, die Furcht, er, der so sehr Verpflichtete, könne Ursache eines Zwistes zwischen beiden werden, zwang ihn, zu schweigen. Es kostet, wenn man nicht mit sich selbst einig und im Reinen ist, oft größere Kraft, die Wahrheit zu verleugnen als sie zu gestehen. Es gibt wirklich Lügen, welche als gute Werke angerechnet werden könnten. Das sind die sogenannten „weißen Lügen.“

## VI.

Hertha's Benehmen in Bezug auf den verschlossenen Brief an Peri erklärt sich dadurch, daß sie schon angefangen hatte, in ihrem Boulogner Damenpensionat etwas zu lernen: die Emancipation, zunächst vom elterlichen Einfluß. Es gab ja andere Wege als den durch die Mutter, an Peri zu gelangen, und sie hatte sich einen anderen gewählt. Peri war als ein gesuchter Gast in verschiedenen Häusern der Hamburger Aristokratie heimisch geworden. Sein Wesen, seine nicht anzuzweifelnde Erziehung und seine musikalischen Fertigkeiten empfahlen ihn überall. Was aber am meisten dazu beitrug, ihm das Wohlwollen selbst der prüdesten Mütter zu erwerben, war seine Zurückhaltung. Damen, welche in einem Punkte die Familienpolitik der Frau Süllmann auf das Strengste befolgt haben würden, wußten dennoch oder gerade deswegen Peregrine Cherutti's Tact oder seine Bescheidenheit — man nannte es bald so, bald so — nicht genug zu loben. Er bildete in ihren Augen eine entschiedene und zugleich ungefährliche Bereicherung eines jeden Gesellschaftskreises. Die jungen Töchter der reichen Hansestadt waren mit einiger Eindringlichkeit von

ihren Müttern über Peregrine's Herkunft unterrichtet worden. Man konnte es ihnen überlassen, in ihrem Verkehr mit dem Italiener die nöthige Zurückhaltung zu beobachten. Ueberdies war man ja des Herrn Cherutti's sicher. Er war ja ein Mustermensch. Man durfte erwarten, daß er sich nie erlauben würde, seine dunkle Herkunft zu vergessen, auch wenn etwa die jungen Hanseattinnen in diesem Punkte minder bedenklich sein sollten. Und allerdings waren sie das nicht. Für sie war Peri's Herkunft auf alle Fälle ein „dunkler“ Punkt. Für sie war Peri Süllmann oder Peregrine Cherutti eben weiter nichts als der beste Ruderer, Segler, Sänger, Tänzer und Begleiter, sowol auf dem Turf, wie auf dem Parquet. Einige, die ihn wie Clara Burnier im vertrautesten Verkehr mit Hertha selbst kennen gelernt hatten, nannten ihn schlechtweg „unsern Peri.“ Für Clara war er eben Hertha's Jugendfreund und in zweiter Linie ihr eigener. Und Peri verkehrte viel mit solchen gemeinsamen Jugendfreundinnen Hertha's und seiner selbst. Es ist sicher, daß diese jungen Damen ein lebhaftes Bedürfniß empfanden, über die Einrichtungen des Boulogner Pensionats genaue Information zu erhalten. Ein reger Briefwechsel wurde ihrerseits zwischen Boulogne und Hamburg aufrecht erhalten, und Peri sah sich mit indirecten Grüßen von Seiten Hertha's durch diese lebenswürdigen Mittlerinnen überschüttet. Hertha fand für jede ihrer Correspondentinnen irgend eine Bestellung an Peri und erkundigte sich bei jeder derselben nach ihm. Allerdings gehörte er in diesen Briefen mit zu den hundert Nebensachen, er kam meist in den Postscripten vor, aber das Bemerkenswerthe blieb dabei, daß er eben doch vorkam und zwar fast ohne Ausnahme in dieser so wichtigen Rubrik weiblicher Episteln. „Herr Peri,“ hieß es, „Hertha Süllmann sendet Ihnen tausend und einen Gruß durch meine prosaische Vermittlung; ich hoffe, Sie nehmen es ihr nicht übel, aber sie schrieb gerade an mich.“ „Herr Süllmann,“ sagte eine Zweite in elegischer Stimmung, „eine junge Dame in Boulogne, welche ich nicht nennen will, — denn wir Mädchen unter einander sind verschwiegen — erkundigt sich angelegentlich nach Ihnen. Ob Ihnen die Tinte eingetrocknet sei? Von den übrigen Schmerzen schweigen wir.“

„Was darf ich an Hertha über Sie berichten, werther Signore?“ fragte eine dritte junge Dame mit Schmachtkloßen. „Ich verfasse gerade eine inhaltsvolle Wochenchau zu Fräulein Hertha's Erbauung. Das Schlittschuhlaufen auf der Alster war früher ein süßes Vergnügen für Signor. Man lief auf lauter Vanille und Himbeer. Aber in diesem Winter hat Signor die Grollschuhe an. Genügt Ihnen diese Mittheilung, Signore?“ Am besten machte es Clara Burnier: „Wollen Sie nicht einen Brief von Hertha lesen?“ fragte diese junge Dame, sich an Peri's Arm hängend. „Er scheint wirklich mehr für Sie zu sein, eher Peri, als für meine winzige Person.“

Es war expref bei Frau Süllmann vorgefahren, das gute Clärchen, natürlich en passant, eines Abends im Winter, um Peri in verstoßener Weise von Hertha Nachricht zu geben. Sie steckte ihm heimlich ein Papier in die Hand, als er mit ihr im Balconzimmer über die Alster hinweg die fernem Lichter des Jungfernstiegs betrachtete. Dann schlüpfte sie hinweg, um Frau Süllmann zu begegnen, welche soeben hinzutrat. Ihr Wagen wartete und Schneeflocken fielen, es war spät, also: „Au revoir! Herr Peregrine.“ Peri hatte die Mittheilungen, welche ihm über Hertha von Seiten ihrer Freundinnen gemacht wurden, stets mit der natürlichen Theilnahme, die er an deren Wohlergehen zu nehmen berechtigt war, erwiedert. Nichts wäre ihm unähnlicher gewesen, als sich in irgend einer Weise aufzuspielen. Er bat dann wol, ihr, unter Hinzufügung einer ihr interessanten Mittheilung, seinen Gruß zu bestellen, und so hatte denn Hertha sich daran gewöhnt, auf solchen Umwegen von ihm zu hören. Sie lebte in ihrer Boulogner Pension in einer klösterlich geschlossenen Welt. Der Herr Musikmeister, so berichtete sie an Clara, trüge eine „tornisterblonde“ Perrücke, der maitre de danse schnupfe, der Geometer habe sogar einen Flicken am Ellenbogen, und das Anhängsel seines Rockes könne man über seinen kahlen Kopf hinwegpendeln sehen. Der Herr Abbé habe bereits Befehrsversuche bei ihr angestellt, sie würde sich schließlich auch nicht geniren, katholisch zu werden. Das schiene wieder einmal Mode zu sein. Peri sei ja eigentlich wol auch katholisch, überhaupt sei der Katholicismus eine Religion der Selbstüberwindung und guter Werke. Was denn Peri eigentlich mache? Sie befände sich in größter Verlegenheit. Es wäre in ihrer Pension unerläßlich, eine „affaire“ zu haben — natürlich d'amour. Alle ihre Freundinnen in der Pension — sie habe sich selbstverständlich mit ihren Leidensgenossinnen auf den großen Freundschaftsfuß gestellt — alle hätten irgend eine romantische Beziehung nach außen. Ein lebhafter Despatcheswechsel werde auf verschiedenen Wegen unterhalten, namentlich sei der Geometer in Amors Dienst gepreßt worden und befördere heimlich Contrebande. Ihre Vertraute, die Comtesse Marie de Berghem, habe ihm vorgeschlagen, sich ein paar Flügel anzuschaffen, um als Liebesbote en forme zu sein. (Folgte die genane Adresse des Geometers.) Sie, Hertha, sei

überzeugt, Peri werde ihr mit einigen harmlosen Liebesbriefen, vielleicht auch einigen gereimten Verherrlichungen, auszuweichen. Er solle nur z. B. an das blaue Band denken, das sie in ihrem Haar trage, und dieses besingen. Er habe ja gar nicht nöthig, sich irgend welchen Zwang aufzulegen; ihre unscheinbare Person sei dabei Nebensache. Sicherlich besäße auch Peri, der herzensgute liebe Junge, irgend einen Gegenstand, der ihn zu begeistern vermöchte und besinde sich im Besitz einiger abgelegter sentimentaler Sentenzen. Es habe ihm ja sonst eine so reiche Auslese nichtsagender europäischer Redensarten zu Gebote gestanden. Sie schmeichle sich, einen ganzen Brief voll davon aus seiner Feder zu besetzen. Es handle sich ja nur um einen harmlosen Scherz, um die Freundinnen zu beschäftigen. Sie kenne Niemanden „außer dem herzensguten Peri,“ dem gegenüber sie eine solche Bitte mit so vollkommener Unbefangenheit auszusprechen in der Lage wäre. Sie werde ihrem Clärchen frivol vorkommen; aber die Devise sei „vivo la bagatelle!“ Und sie müsse „leider“ auf die Gefahr hin, „shocking“ zu erscheinen, in den Canon der Wölfe mit einstimmen. Hoffentlich nähme es Clärchen ihr nicht übel, daß gerade sie gebeten wäre, ihr Anliegen bei Peri vorzutragen.

Das war der Inhalt des Briefes, den Clärchen Burnier ihrem Jugendfreund Peri Süllmann in die Hand gedrückt hatte. Wenn Clärchen die Rolle, welche Hertha ihr zumuthete, bereitwilligst übernahm, so hatte er, Peri, gewiß keinen Grund, sich über Hertha's Frivolität zu beklagen. Und dennoch, so fragte er sich, ist dies dieselbe treuherzige Hertha, dieselbe holde Blume, die neben ihm und mit ihm in Frau Süllmann's Hause aufwuchs, die keines Menschen Stimme lieber hörte als die ihres Peri, auf keinen Arm sich stützen mochte, als auf den seinen? Peri sann. Er sah Hertha wieder neben sich, vergegenwärtigte sich ihre Person und las dann den Brief noch einmal. Es war ihm, als höre er ihre Stimme, und alle Zweifel verflogen. Peri hätte Hertha nicht kennen müssen, wie er und keiner sonst sie kannte, um sich nicht zu sagen, daß hinter diesem ausgelassenen Tarentellabriefe etwas ganz anderes sich verberge, was nur er verstehen konnte. Peri sann. Konnte Hertha etwas ferner liegen, als seiner zu spotten? Er kannte ihr schallhaftes Wesen, ihre Art, den Ernst in eine scherzhafte Form zu legen, eben dadurch beherrschte sie ihre ganze Umgebung. Warum aber wandte sie sich nicht selbst an ihn? Clara hätte auch einen verschlossenen Brief getreulich an ihn gelangen lassen. War sie vielleicht — und fast schien es so — durch seine förmlichen Zeilen beleidigt, die er ihr unter dem Siegel ihrer Mutter gesandt hatte? Wollte sie ihm nun Gelegenheit geben, sie zu versöhnen, mit ihr in directen Briefwechsel zu treten? Fühlte sie denn nicht, daß eine Kluft, eine unaussfüllbare, ihn von ihr trennte, ja, daß sein Herz darüber in Qualen sich zermartete, und daß der Ton dieses Briefes seine Qualen vertausendfachte?

Das mußte sie wissen, das mußte sie fühlen. Sie aber hatte offenbar die Absicht, ihn zu quälen. Darum dieses wiederholte Epitheton „herzensgut.“ Er war nicht „herzensgut!“ Auch er konnte wollen, hatte die Unbescheidenheit, sich selbst und nicht nur seiner „verfluchten Pflicht“ leben zu wollen, konnte seinen Fuß auf anderer Menschen Nacken setzen. Jener frivole, an sich so harmlos scheinende Brief warf einen Funken in seine Seele, der nie erlosch.

Aber was war er denn? War er nicht Frau Süllmann's Creatur, das Geschöpf ihres Wohlwollens, und hatte sie nicht ein Recht, unbedingte Ergebenheit in ihren Willen von ihm zu fordern oder ihn als einen unerkennlichen Wicht seines Weges gehen zu heißen?

So bitter sind oft die Gedanken im Herzen der Verwaisten auf Erden. Keine Wohlthat der Menschen kommt der himmlischen gleich, unter dem Mutterauge aufzuwachsen zu können.

Peri schrieb in derselben Nacht noch an Hertha. Was — er wußte es selbst nicht. Er erschrak, als er das Auge noch einmal durch die Zeilen jagte und zerriß das Schreiben in tausend kleine Stücke. Er bekam einen Abscheu vor seiner eignen Handschrift. Jedes seiner Worte starzte ihn an und schrieb ihm entgegen: „Ich bin nur ein Wort, ich bedeute nichts! Ich bin nur der herzensgute, zu ewiger Dankbarkeit verpflichtete, ewig selbstlose gute Junge!“ Resignation, Entfagung war alles! — Schlaflos warf er sich auf seinem Lager hin und her. „Bin ich der herzensgute Peri?“ rief es in ihm. „O mein Gott, wär' ich doch längst hinter einem Zaun verhungert! Mit meinem Leierkasten wäre ich längst davon gelaufen, wie ich es so oft gewünscht, wenn nicht meine Madonna mich behert hätte!“ — Bei dem Gedanken an sie, an seine Madonna, an seine Wohlthäterin brach sein Schmerz sich Bahn, und aller Grimm, aller Groll löste sich in Thränen auf. Ja, er war ihr Sklave, er wollte es sein, er hatte es sich, hatte es seinem Gotte geschworen.

Die schwärzeste aller Sünden, der Undank, sollte keine Gewalt über ihn haben. Der Engel des Lichts behielt einstweilen den Sieg in seiner Brust. „Spottet über mich! ja, ich bin der herzensgute Peri,“ rief er, „ich will es sein, nicht mir, nicht euch zu Gefallen, nur meiner Madonna zu Liebe!“

Und er ließ den Tag vergehen, ohne an Hertha weiter zu denken, denn die Geschäfte seines Hauses nahmen ihn jetzt voll in Anspruch. Erst am folgenden Abend schrieb er an sie unter der gewünschten Adresse.

Der Inhalt seines Briefes wird aus Hertha's umgehend erfolgender Antwort ersichtlich. Es war ein zierliches, verschlossenes Briefchen, welches Clara Burnier ihm unter Couvert mit ihren Initialen durch einen Boten in sein Comptoir sandte. Wahrlich, Peri hatte sich über Vernachlässigung nicht zu beklagen, auch nicht über Hertha's Antwort.

„Närrischer, einziger, herziger Peri!“ schrieb seine Jugendgenossin, „man sieht doch, daß Du mich brauchst — auch wenn Du mich von Dir stoßen möchtest. Oho, mein Lieber, so schnell geht das nicht! Daß Du das Geschreibsel an Clärchen für baare Münze genommen hast, klingt sehr glaublich, und Du könntest es wol gar Dir selbst einreden, — aber mir nicht, die ich Dich besser kenne und die ich weiß, das Du mich besser kennst. Freilich war der Ton jener Epistel ein echter und wahrer. Ich befinde mich hier überall auf verkehrten Wegen und ich zähle die Stunden, wo ich wieder bei Euch sein werde. Ich träume immer von Euch. Neulich bin ich sogar mit Dir zusammen in der Alster ertrunken. Ich war ordentlich böse, als ich aufwachte, aber am nächsten Tage erhielt ich Deine „europäischen Redensarten,“ das war dann freilich mehr kaltes Wasser, als das Jahr über die Elbe hinunterfließt. Ich merke, mein Lieber, wie sehr ich zu Hause fehle. Ihr beide, Mamachen sowol wie Du, habt Euch sehr zu Eurem Nachtheil verändert, und es ist hohe Zeit, daß ich wieder die Zügel ergreife. Gewiß, Signor, Sie sind mir arg verwildert, seitdem mein Einfluß auf Ihr trotziges Gemüth Ihnen fehlt. Wenn mir das nicht wehe thäte, würde ich mich im Bewußtsein meines Werthes in Ihrem Briefe spiegeln. Sie scheinen es nicht zu wissen, daß Sie für übermäßig stolz bei den Leuten gelten, und ich empfinde jetzt, daß Sie diesen Tadel reichlich verdienen. Sie werden sich erinnern, wie oft ich Ihnen gesagt habe: Peri, ich bin stolz auf Dich! Nun sollten Sie doch auch ein bisschen stolz auf mich sein! Ich habe mich stets gefreut, wenn Sie andere Leute, welche Ihnen „an den Wagen“ wollten, es tüchtig entgelten ließen; nicht alle haben wie Sie in der Kindheit dem Glend ins Auge gesehen. Pah — diese Anderen! Gehöre ich mit einem Male auch dazu? Und Mama! Kann ich dafür, daß ich nicht auch meiner Zeit mit einem Leierkasten allein in der Welt gewesen bin? Ich beneide Sie ja darum, folglich haben Sie nun auch keinen Grund, mich wie die Anderen alle ins Visir zu nehmen. Und dennoch bin ich Ihnen sehr zu Dank verpflichtet. Darin sind Sie ja Meister, Jedermann vor sich auf die Knie zu zwingen. Sie sagen, Sie können nichts im Leben denken als das Eine, wie Sie Ihre Pflicht gegen Mama erfüllen. Nun, gerade so geht's mir. Ich sitze mit Ihnen in demselben Boot, habe dieselben Pflichten wie Sie, mein Herr. Bilden Sie sich nicht etwa ein, daß Sie auch in dieser Hinsicht wieder mit einigen Pflichten mehr bevorzugt wären, u. A. mit der Aufgabe, auch Mama vor sich auf die Knie zu zwingen. Aha, der Hieb saß. (Er saß wirklich. Peri erlebte und zitterte bei dem Worte.) Ich sehe Sie in Gedanken vor mir, Peri! (Peri ließ das Papier sinken.) Doch im Ernste, Signor, Sie haben Recht! Mama soll ihren Willen haben, mehr vielleicht als sie begehrt. Topp! (Peri war aufgesprungen.) Und Sie mein Herr, Sie sollen den Ihren haben. Ueber den meinigen, denke ich, werden Sie in der Lage sein, mir weitere Auslassungen zu ersparen. Im Uebrigen bleibt alles beim Alten. Hüten Sie sich, daran zu rütteln, denn es sind keine Eisenbande, in welchen Sie sich vielleicht gefangen wähnen, es sind seidene Fädchen, Rosenketten, welche leicht zerreißen. — Ich reiche Dir die Hand zur Versöhnung, Peri. Ein schlecht getroffenes Abbild meiner unwürdigen Person liegt hier als Opferlamm bereit, soll Dir aber zur Strafe für unberechtigte Empfindlichkeit noch vorenthalten werden. Deine Mitmenschen haben auch Gefühle und sind auch ein wenig stolz, nicht nur auf Dich, sondern auch auf sich selbst, und hoffen, wenn sie Dir ihre Meinung schwarz auf weiß zu erkennen geben — worin sie ja sehr wenig geübt sind — daß sie füglich auch eine unumwundene Antwort erwarten dürfen.“ Nun folgte eine Beschreibung des leidigen Pensionatslebens, in das sich Hertha aber mit vielem Humor zu finden wußte. Sie wäre gegen Beeinflussungen durch ihre Umgebung so gefeit, wie das Gefieder des Schwans gegen das Wasser undurchdringlich ist. „Und warum wol, Herr Peri?“ schloß Hertha ihren Brief: „Weil man mit seinem Herzen weit weg ist von Boulogne — dort, wohin ich mich beeile, diese stammelnenden Zeilen gelangen zu lassen.“

Wie schnell wird aus der Jungfrau ein Weib, wenn ihre Standhaftigkeit in Frage kommt! Hertha hatte wirklich die wunde Stelle getroffen und mehr noch, den rechten Balsam gefunden. Beruhigter als je schlief Peregrine mit ihrem Briefe am Herzen ein. Nur im Traum erschreckte ihn das Wort: „Sie soll ihren Willen haben.“ In gleicher Ruhe antwortete er ihr in der Frühe des Tages:

„Du hast Deinen Willen nach jeder Richtung, Hertha, Du kannst ihn haben,“ so schrieb er, nachdem er sein jetziges

Leben geschildert, „ich aber bin Deiner Mutter zu so vieler Dankbarkeit verpflichtet, daß sie von mir fordern könnte, auf den Holzstoß zu steigen und mich für sie verbrennen zu lassen. Ich thät's, wenn es gälte, Gefahr von ihrem Haupte zu wenden. Und wenn ich mich jemals bei einer Empfindlichkeit ihr gegenüber ertappe, so weiß ich leider mir keinen Rath, als Gott zu bitten, daß er mich bessern möge. Ich komme mir wie ein Kind vor, wenn ich Deine Worte lese, und doch bin ich so manches Jahr älter als Du. Vielleicht aber sind wir beide noch zu jung, um unsere Pflichten nach allen Seiten hin abwägen zu können. So viel aber, Herzens-Hertha, schwöre ich Dir zu, wenn Du einst Deinen Willen nicht hast, so soll es an mir nicht gelegen haben, sondern daran, daß es bei reiferen Ansichten aufgehört hat, Dein Wille zu sein.“

Hierauf erfolgte umgehend als Antwort das Wörtchen: „Nie!“

Jeder weitere briefliche Verkehr zwischen Beiden fand damit sein Ende. Frau Süllmann sollte „ihren Willen haben!“ Das war stillschweigend zwischen Beiden beschlossen.

## VII.

Weihnacht kam heran, die erste Weihnacht ohne Hertha. Und doch nicht ohne sie. Denn als Peri die Lichter am Baume angezündet hatte, und Frau Süllmann selbst den Haushalt und das sonstige ihr zugehörige zahlreiche Clientel hereinflingelte und Jedem die Stelle wies, wo er die für ihn bestimmte Bescherung fand, da trat sie zuletzt auch auf Peri zu und überreichte ihm ein Kästchen mit der Aufschrift in Hertha's wolbekannten Zügen: „Für Peri!“

„Ich bin recht neugierig, Piccolo, was das Mädchen wol für Dich ausgetipelt hat,“ lachte sie. Und sie erschrak, als Peri das Kästchen öffnete und Hertha's Bildniß in einem kunstvollen Eisenrahmen enthüllte, auf welchem die Symbole des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung geschnitten waren, mit Epheu umwunden und einem blauen Bande. Dabei lag ein Zettelchen: „Zur steten Erinnerung.“

„Zur steten Erinnerung!“ sagte Frau Süllmann leise, indem sie Peri's Hand drückte. „Gelt, Peri wird uns nicht vergessen.“

„Madonna,“ sagte Peri, in dessen Zügen sich eine unverbrüchliche Entschlossenheit wiederpiegelte, „niemals!“ Dann fügte er in seiner Muttersprache hinzu: „Für was siehst Du mich an! Hast Du mich nicht zu dem gemacht, was ich bin?“

Es geschah selten, daß Peri eine so unvermittelte Versicherung seiner ewigen Erkenntlichkeit gab, aber sie paßte so schön unter das lichtpendende Symbol der Liebe, den Weihnachtsbaum.

„Peregrine,“ sagte Frau Süllmann, indem sie ihren Arm in den seinen legte, „Du wirst auch, wenn ich einmal dahin bin, stets Hertha's treuer Bruder bleiben.“ Sie legte Nachdruck auf das Wort Bruder. Er schwieg, aber sein Blick antwortete ihr: „Was kann ich thun, als was Du befehlst?“

Peri hatte einige geschmackvolle Kleinigkeiten der Weihnachtsendung an Hertha beigelegt. Er bat nun, seine Photographie mit dem nächsten Briefe folgen lassen zu dürfen. Frau Süllmann willigte ein und sagte: „Schreib ihr nur, um was ich Dich gebeten.“

„Ich werde, gewiß!“ Er nahm ihre Hand in die seine, die war kalt wie Eis, dann fügte er mit einer gewissen Feierlichkeit hinzu: „Madonna! Du sollst Deinen Willen haben!“

Frau Süllmann hatte nicht lange Zeit, über die ihr befremdliche Betonung, welche Peri auf diese Worte legte, nachzudenken. Eine alte Miethskaleche hielt vor dem Portal. Frau Süllmann hatte am heiligen Abend so viele Gäste, daß dies nicht auffiel. Sie hatte offenes Haus, und die Zahl der Einsamen oder Bedürftigen, welche sich unter irgend einem Vorwande um ihren Christbaum scharten, war unbemessen. Alle ihre Verwandten erhielten eine künstlerisch ausgefertigte Einladungskarte zu diesem Feste, aber nicht alle verstanden sich darauf, ihr Erscheinen vorher anzukündigen. Dies that dann der Diener, welcher jetzt einen alten Herrn meldete, der keine Karte zu haben beliebte, es wäre aber Herr Hänfner, den Jeder kenne, kurz Peri's Principal.

„Das ist so wunderbar, wie erwünscht!“ lachte Frau Süllmann, während Peri hinauseilte, um dem alten Herrn, der als Sonderling — er war überdies ein alter Junggeselle — bekannt war, seinen Arm zu geben. Auch er hatte selbstverständlich eine Einladung erhalten, Peri hatte sie ihm selbst überreicht; man war aber in der wilden Hetzjagd der Weihnachtsgeschäfte nicht darauf zurückgekommen.

Die schöne Hausfrau trat ihm mit strahlender Miene in der Saalthür entgegen, während die im Kerzenglanz leuchtenden Gesichter der übrigen Gäste und Bescheerten Spuren der Heiterkeit über den seltsamen Alten verriethen.

Papa Hänfner bot auch einen befremdlichen Anblick, abgesehen von seiner schiefen, sich keilförmig vorschubenden Erscheinung. Sein Haupt war von spärlichen weißen Locken umrahmt und saß ihm wie angeleimt zwischen den Schultern. Dabei hustete er, wand sich hin und her, als ob er am Spieße stäke, und machte mittels eines altmodischen Krückstockes einen erschrecklichen Lärm. Er hatte Neugelchen, welche mit uncontrolirbarer Geschwindigkeit hin und her

zweiferten und zuweilen einen Glanz annahmen, wie die eines Staarmages, dem man eine blanke Münze zeigt. Seine Kleidungsstücke waren ungemein sauber und von auserlesenen Stoffen gefertigt, aber nach seiner eigenen Anordnung und Bequemlichkeit zugeschnitten und so alt wie möglich. Sie waren mit allerlei Täschchen ausgestattet wie ein vielfähriges Schreibpult und erinnerten an kein bestimmtes Zeitalter, am allerwenigsten an das gegenwärtige. Der alte Hünfner war Junggeselle, hatte keinen häuslichen Anhang, haßte seinen eigenen Bruder, der irgendwo Kassenbote war, und hielt sich auch vom öffentlichen Leben zurück. Dabei galt er für einen der unternehmendsten und durchtriebensten Geschäftslente Hamburgs und für einen der vermögendsten Männer. Er hätte alle Armen in der Stadt neu bekleiden lassen können, ohne sein Kapital anzugreifen; er wollte aber nicht wohlthätig sein und war wegen angeblicher Hartherzigkeit allgemein verurtheilt. Frau Süllmann hatte Peri auf den Rath ihres Vertrauensmannes Gottberg zu ihm in die Lehre gegeben. Und die Beiden kamen gut mit einander aus. Als Autodidakt und Self-made-man ging der alte Hünfner durch eine Welt von Förmlichkeiten hindurch, wie ein störrischer Eber durch das Unterholz, und hatte an Peregrine, der in allen Stücken sein Gegenpart war, gerade deshalb ein Wohlgefallen, weil dieser die Formen wie ein Virtuos beherrschte und ihm dennoch in seiner Eigenart ein seltenes Verständniß entgegenbrachte.

Mit seiner krächzenden Stimme, wie ein gelehrter Nabe, der die ganze Welt ironisirt, rief er nun der Frau des Hauses entgegen: „Eine seltsame Ueberraschung, Liebe! aber wo so viele Hampelmänner, Bleisoldaten und sägespänerne Puppen beisammen sind, da findet der alte Hünfner wol auch ein Winkelfchen. Ja, meine liebe Frau Süllmann, es ist lange her, seit ich zuletzt Ihr Haus betrat. Das war damals, als Sie mit Ihrem seligen Manne aus Italien zurückkehrten. Ja, damals machten wir Geschäfte mit einander, es war ein rechter Segen! Nun, wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn der unerbittliche Tod ihn nicht hinweggenommen hätte. Aber ich habe da doch nichts Betrübens gesagt? Heute ist ja Christfest, und da geziemt es sich wol, daß man auch der Heimgegangenen gedenkt.“

„Wir gedenken ihrer alle Tage, lieber Hünfner, warum nicht auch heute?“ sagte Frau Süllmann, dem Alten herzlich die Hand schüttelnd.

„Das sagen Sie so mit Ihrer süßen Stimme, Frau Süllmann, die mich immer so bezaubert hat. Wenn man Sie hört, thut es einem doppelt weh um den lieben Mann, den Sie begraben mußten. Er hätte ein recht glückliches Leben führen können und ich selbst wäre vielleicht nicht so ein Einsiedlerkrebs geworden, wie ich es bin, der alle Kinder grauen macht.“

Die ganze kleine und große Welt, welche die Worte des Alten, dessen Krächzen durch alle Winkel drang, mit anhörte, brach in stürmische Heiterkeit aus.

„Ja, ja, ja, gewiß. Da lacht sich das was und weiß nicht, daß wir alte knarrende Wetterfahnen es sind, die ihnen manche Sorgen fern halten. Wir spähen in die Welt und achten auf die Zeichen am Horizont. Frau Süllmann,“ wendete er sich ernst und halblaut an diese, „wenn Sie einmal einen geschäftlichen Rath brauchen, Sie wissen, wo ich zu finden bin.“

Diese Worte waren nur für die Frau Süllmann selbst verständlich. Sie kannte den langjährigen Haß, den der alte Hünfner auf ihren Vertrauensmann Gottberg geworfen hatte und den dieser nicht einmal erwiderte.

Gottberg war ein großer Rheber und Banquier, der in aller Welt seine Geschäfte betrieb. Auch er war in vielen Unternehmungen mit ihrem verstorbenen Manne Hand in Hand gegangen und hatte die Finanzierung ihrer Erbschaft besorgt. Das Vertrauen, welches Frau Süllmann in ihn setzte, war ebenso unbegrenzt wie verdient, und so hatte sie ihm im Laufe der Zeit, gegen hypothekarische Sicherstellung, ihre ganzen Capitalien als Geschäftseinlagen in Verwaltung gegeben. Gottberg war noch ein rüstiger, energischer Mann, der, als er seine Frau verlor, der jungen Wittve seine Hand antrug. Sie hatte seine Frage nach langer Gedankenpause mit leisem Kopfschütteln beantwortet, das, wie er wußte, endgiltig war. Sie verkehrten seitdem in alter Weise, wenn auch weniger häufig als früher, und da er als einer der solidesten Handelsherren der Hansestadt allgemeines Vertrauen genoß, so blieb alles beim Alten, zumal Frau Süllmann an ihren Sicherheiten ein genügendes Pfand zu besitzen glaubte. Hünfner, ein ehrgeiziger und eifersüchtiger Geschäftsmann, hatte es ihr nie recht verziehen, daß Gottberg und nicht er selbst ihr Berather geworden.

Sie warf ihm nun als Antwort auf seine Mahnung einen Blick leichten Vorwurfs zu und führte ihn zu einem Armstuhl, den Peri en face des Weihnachtsbaumes für ihn zu-rechtstellte, indem sie freundlich erwiderte: „Lassen wir es vorläufig bei der Freude bewenden, daß Sie heute mich gefunden haben. Sie wissen, Kapaden, Sie sind heute wie allezeit in diesem Hause willkommen.“

„Gott ja,“ krächzte er in seiner Unverfrorenheit weiter,

„Sie vergessen gewiß nicht, meine Liebe, daß ich leider ein alter Mann bin, der seinen Fuß selten über seine eigne Schwelle setzt. Ich bin ein Ueberbleibsel aus historischer Zeit. In der Franzosenzeit war ich ein verlorenes Wesen, das sich mit einem Eber auf der Elbe herumtrieb und hie und da ein kleines Geschäftchen machte, bis mich die Continentalsperrre des Cujon, des größtenwahnsinnigen empereur, auf die Beine brachte, da wir Nachts zwischen Hufum und Hamburg einen kräftigen Schmuggel betrieben. Dabei habe ich manche Mark Banco verdient und mein kleines Leben reichlich ausgenutzt, denn es stand dabei auf dem Spiele. Ja, ja, mein kleiner Cherutti, so fängt man an und tummelt sich und achtet auf die Zeichen der Zeit. Man wagt und setzt sein Alles dran. Jetzt freilich sitze ich wie eine Crustacee auf einem Fleck und sehe, was mir der Strom in die Fänge treibt.“

Während dessen äugelte er eifrig umher, bis sein Blick auf dem Porträt haften blieb, welches Peri nicht aus der Hand gelegt hatte. Er sah das liebliche Gesicht Hertha's, und seine Augen nahmen den blinkenden Vogelcharakter an, indem sie blitschnell zwischen diesem Bilde, Peri's und Frau Süllmann's Gesicht hin und her schossen; aber trotz der Lebhaftigkeit seiner Beobachtungen enthielt er sich irgend welcher Aeußerung über dieselben.

Er kannte überhaupt, wie so viele Self-made-men, die unter Druck und Ungemach sich durchgerungen, nur ein Thema, sich selbst, seine Schicksale, seine Siege über das Geschick, das ihn hatte niederhalten wollen, während er ihm auf alle mögliche Weise ein Schnippchen schlug. Wenn er dafür Gehör und Anerkennung fand, so verbreitete sich ein curioses faltig verzweigtes Schmunzeln über seine scharfen Züge, die knochigen Finger begannen ein nervöses Spiel und ein Lachen entwand sich seiner trockenen Kehle, das sich anhörte wie das Klopfen eines Spechtes. Unwillkürlich drängte sich einem beim Anschauen dieses alten Herrn der Gedanke an allerlei charakteristische Merkmale aus der Thierwelt in gutem und in naivem Sinne auf. Er selbst liebte solche Vergleiche und war ein enragirter Darwinianer. Augenblicklich hatte er nun keine Gelegenheit, sich weiter mitzutheilen, denn die Musik, welche bei Frau Süllmann zu Hause war, trat in ihre Rechte. Die junge Welt sang einen Choral, und Peri trat alsdann mit seiner Geige hervor, um unter Begleitung seiner Gönnerin eine Beethoven'sche Sonate zu spielen. Hünfner lauschte den Klängen mit der Spannung einer gezähmten Brillenschlange, indem er sich hin und her wiegte und zum Schluß ein durchdringendes „Sehr brav, sehr brav!“ erschallen ließ.

„Lieber Cherutti!“ redete er im Verlauf des Abends seinen Geschäftszögling unter vier Augen an, „ich habe immer nicht gewußt, weshalb Sie den Kopf so oft hängen lassen — jetzt weiß ich es. Wenn man ein solches Dasein hat, wie Sie und immer die Musik einer Stimme im Ohr mit sich herumträgt, einer solchen Stimme, meine ich, wie sie Ihre liebe Frau Süllmann besitzt, und wenn man dabei zugleich so ausgesprochen begabt ist für die ausübende Musik, wie Sie selbst, lieber Cherutti, dann melden sich Widersprüche in unserem Innern, die das harte nüchterne Geschäftsleben hervorruft; man fragt sich, ob man nicht besser thäte, ganz zur Fahne der Kunst zu schwören?“

„Herr Hünfner, Sie wollen mir doch nicht im Ernste rathen?“ stotterte Peri erschrocken.

„Im Ernste, mein Lieber, im Ernste! Niemand kann zweien Herren dienen, entweder Geschäftsmann oder Künstler. Eines ganz, nichts halb.“

„Gut, so muß ich die Musik aufgeben,“ sagte Peri ruhig, als wäre dies etwas Selbstverständliches.

„Einstweilen, einstweilen,“ krächzte Hünfner, dem diese Entschlossenheit wolgefiel, „einstweilen!“ Darüber sprechen wir einmal in meinem Comptoir. Und Sie sollen sehen, Entfagung führt zum Ziel!“

„Entfagung!“ dieses Wort berührte eine Saite in Peri's Gemüth, die dort fort und fort tönte und ihren Klang veränderte. Er blickte fast betroffen auf seinen Principal. Dieser hatte seine blinkenden, blinzelnden Augen auf Hertha's Bildniß gerichtet, das auf dem Weihnachtsstische lag. Peri folgte der Richtung seiner Blicke, dann ergriff er die Hand des alten Herrn und sagte: „Ich verspreche Ihnen, zu entsagen; nur ein Bedenken regt sich in mir.“

„So, so, ein Bedenken? Bedenken sind vom Uebel!“

„Wie, wenn mich Frau Süllmann zum Musciren auffordert oder ich mich mit ihr in Gesellschaft produciren soll? Ich bin nicht in der Lage, ihren Wünschen zu widersprechen.“

„Rein, das sind Sie nicht und das sollen Sie auch nicht. Frau Süllmann muß ihren Willen haben; aber hängen Sie Ihr Herz an ein Ziel und trachten Sie nach den Mitteln, dieses zu erreichen, das ist dann die warme Mahlzeit Ihres Lebens, mein Lieber, das Uebrige genießt man kalt.“

„Nun wahrlich, Herr Hünfner,“ lachte Peri, „dann soll mein Eifer dem Geschäft sich zuwenden, denn ich habe nicht die Absicht, Virtuos zu werden.“

„Rein, das dürfen Sie auch nicht werden wollen. Sie haben andere Pflichten, als die Musen sie uns auferlegen.“

Sie werden diese andern Pflichten kennen lernen, mein Lieber — demnächst — demnächst.“

Dann nahm er Peri's Arm und verabschiedete sich bei Frau Süllmann und der Gesellschaft.

„Ja, ja, ja!“ krächzte er noch zuletzt, „wir alten Leute haben auch unser Vergnügen, nicht wahr, mein Lieber?“

Diese Frage wurde in ironischem Ton an das Süllmann'sche Familienfactotum, den alten Onkel, der Hertha nach Boulogne begleitet hatte, gerichtet und von dem Angeredeten mit einem nachdenklichen „Gewiß, gewiß!“ beantwortet. Das Vergnügen dieses Herrn bestand im Rauchen einer langen Pfeife, welcher Beschäftigung er in der Zurückgezogenheit oblag. Der alte Hünfner aber rauchte nicht.

## VIII.

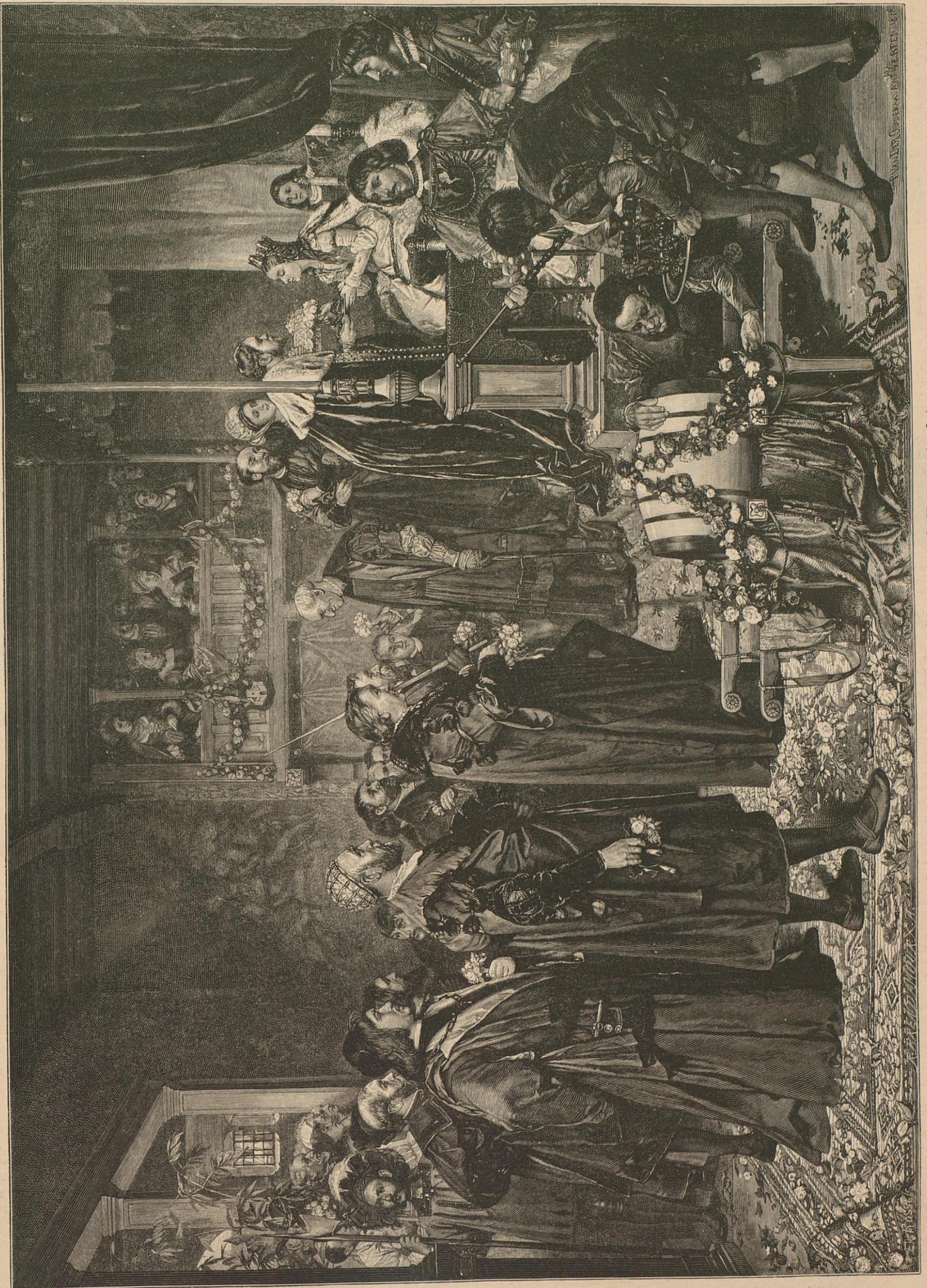
Die Zeit der Feste und des Faschings stand in voller Blüthe. Frau Süllmann sah sich mit Peri überall hin geladen. Beide genossen den Ruf ihrer musikalischen Fähigkeiten, welche weit über den üblichen Gesellschaftsdilettantismus hinauszogen, und sie producirten sich nicht selten im Duett, sei es mit Gesangs- oder Geigenbegleitung. Frau Süllmann sah Peri neben sich als enfant chéri. Namentlich im Hause Clara Burnier's, mit welcher Peri, da sie Hertha's Busenfreundin war, schon in frühesten Zeit gute Beziehungen angeknüpft hatte, verschwand jeder Hintergedanke an des Italieners Herkunft. Indessen der Schein trügt, und Peri hatte immer wieder einmal Gelegenheit, sich von der bitteren Wahrheit dieses Dictums zu überzeugen.

Es war in diesem gastlichen Hause, als Frau Süllmann und Peri sich zu einem thé dansant einfanden. Clara hatte gerade wieder einen Brief von Hertha empfangen und fand ein Vergnügen daran, Peri zu necken. Ein junger Kaufmannsohn, der es schon als eine Beleidigung empfand, wenn andere junge Leute neben ihm die gleiche Rücksicht genossen, und der Clara Burnier seiner Aufmerksamkeit zu würdigen sich herabließ, sah sich in Folge des vertraulichen Verkehrs dieser jungen Dame mit dem Italiener mehrfach zurückgesetzt. Er war der voraussichtliche Erbe von zehn Millionen Mark Banco nebst einer kleinen Handelsflotte und verschiedener ausgedehnter Plantagencolonien. Diese lagen auf Inselgruppen des stillen Oceans verstreut, und es arbeiteten über tausend Kulisflaven auf denselben. Eugen Sloborg, so hieß der Glückliche, war im Stande, indische Shawls zu verschenken, an denen ein ganzes Dorf von Hindu-frauen ihr Leben versponnen, um dann Hunger zu sterben. Wie konnte man ihm davonlaufen, um mit einem italienischen Orgeldreher angelegentliche Gespräche anzuknüpfen! Eugen, der Erbe der Kulisflaven, fand dies entschieden nicht in der Ordnung.

Aber Clärchen hatte nun einmal mit Peri etwas vor. Sie interessirte sich in ihrer mädchenhaften Weise für den Helden ihres Boulogner Briefwechsels. Durch die gesammte Correspondenz der jungen Patriziertochter mit Hertha Süllmann liefen die Erkundigungen nach und Berichte über Peri wie ein wenn auch fein gesponnener und sehr verborgener rother Faden. Da sie sich auch im Uebrigen lebhaft nach den Vorgängen des Hamburger high-life erkundigte, so fragte Hertha z. B. ganz gelegentlich: „Bei wem spielt denn jetzt der ritterliche Peregrine den Seladon und die erste Geige?“

Darauf erwiderte dann Clärchen mit der ihr eigenen Flüssigkeit des Stils: „Liebe Hertha! Der Peri (warum Du ihn Peregrine nennst, ist mir unersindlich, gibt aber zu denken), der Peri also, ist wie ein Licht, an dem sich alle Motten die Flügel verbrennen, und ist für uns junge Mädchen eine Art von Panachée geworden, süß und angenehm, aber kalt, da nur gekostete Schönheiten ihn zu interessiren scheinen. Und in einer besonders ist Dir eine gefährliche Nebenbuhlerin entstanden. Du kennst sie. Es ist nämlich die schon sechzehnmal eingeseignete Schwester vom Senator Sch. mit dem Schnurrbart — ich meine, daß sie ihn hat — und die nun schon die dritten Zähne zeigt — sie kosten dreihundert Mark und sind ganz in Gold gefaßt — der Zahnarzt hatte die Gewogenheit, mir das abschreckend schöne Modell zu zeigen, als ich mir eine Plombe unter Anwendung von Lachgas einlegen ließ; aber es ist nur ein Backzahn ganz hinten, und er ist stolz auf dieses greulich schöne Product der neuesten amerikanischen Zahntechnik oder Galvonoplastik. Also eben dieser Bertha Sch. macht der P. jetzt mit Elan den „Hof“ und hat sogar am cannibalischn-musikalischen Abend beim Senator K. (so nenne ich ihn wegen seiner Beine), dem Selbstherrscher aller Fell- und Fettwaaren, ein Duett mit ihr hervorgebracht, wie es unsere Katzen auf den Dächern nachher nachzumachen versucht haben, auch den Cotillon mit ihr getanzt — genug, P. ist für unsereinen verloren, sag ich Dir!!! Und ich hörte, wovon sie sprachen, weil ich den Nebenplatz hatte — nur von Rom und den alten Griechen, Perikles und Paganini, Byron und Die Bull, Giller und Schoethe und Renaissance, was ja wol Wiedergeburt heißt und wonach sie sich sehr zu sehnen scheint, indem eine solche ihr auch nichts schaden könnte.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Eröffnung der Messe von Antwerpen im Mittelalter. Nach dem Gemälde von van der Duberaan.

### Venezianisches Volkslied.

(Uebersetzt von U. M. S.)

Uebermuth, Mädchen,  
Strahlet Dein Blut;  
Doch Deine Lippen  
Laden zum Kuß.  
Könnst Du mich lieben,  
So wie ich Dich,  
All meine Schätze  
Wären dann Dein,  
Und Dir zu Füßen,  
Bonneberauscht  
Dich zu besitzen,  
Händ ich mein Glück.  
Werde mein eigen,  
Holde Geliebte,  
Gib mir die Ruhe  
Der Seele zurück.  
Sieh', Deine Augen  
Verdunkeln die Sterne,  
Welche den Himmel  
Mit Glanz erfüll'n;  
Laß diese Augen,  
Laß sie mir leuchten!  
Sterne des Glückes  
Soll'n Sie mir sein.  
Eile nicht von mir!  
Sieh', mich verzehret  
Zäh' Deiner Blicke  
Verjüngende Gluth.  
Doch sterben selbst will ich  
Beglückt Dir zu Füßen,  
Wenn einmal mein Herz  
An dem Deinen geruht.



### Pariser Brief. (25. März.)

Wie alljährlich, so herrschte auch heuer, sowie die ersten Weichen erblühten, in den großen Pariser Magazinen, welche immer fleißiger das Mode- und Confections-geschäft monopolisiren, fieberhafte Aufregung und endloses Gewirr. Es handelte sich darum, die Frühjahrscampagne vorzubereiten und zugleich die große Parade über die Frühjahrsnovitäten vor dem andrängenden Publicum zu insceniren. Ein solcher Schaustellungstag ist ein Ereigniß für die Pariser Damenwelt, nicht minder für die gerade in Paris anwesenden eleganten Reisenden aus der Provinz und aus der Fremde. Lange vorher werden diese „Solemnitäten“ in allen Journalen und in Nischen-Blättern auf Häusermauern oder an sonst geeigneten Stellen angekündigt und diesem Aufruhr wird mit Exaltation Folge geleistet, so zwar, daß die aufgebotenen Sergeants de ville Mühe haben, die heranströmende Menge vor den großen Magazinen zum Stehen zu bringen. Will man jedoch von der Bedeutung eines solchen „Expositionstages“ eine richtige Anschauung gewinnen, muß man sich gegen Mitte oder Ende März nach dem linken Seine-Ufer begeben und in den weiten Räumen des Bon Marché einige Stunden zubringen, er ist von den „großen Bazars“ der volksthümlichste, wie die schwindelnde Höhe Summe des jährlichen Umsatzes in diesem Geschäft dokumentirt. Noch vor drei Jahren, als der Gründer des Bon Marché, jener Herr Aristide Boucicaut, der als kleiner Land-hausierer begann und als einer der bedeutendsten Pariser Industriellen starb, betrug dieser Umsatz 50 Millionen, und alle Welt erkundete darüber; heute übersteigt der durch die Klaffen des Bon Marché riesende Betrag 82 Millionen Francs jährlich. Diese enorme Summe gibt gewissermaßen den Schlüssel zu dem unerhörten Treiben eines „Schaustages“ bei Beginn der Frühjahrssaison. Beobachtet man das nicht endende Auf- und Abwogen der Menge, die massenhaft aufgehäuften Waaren aller Art, so kann man sich eines bedauernden Gefühls für die 2400 männlichen und weiblichen Angestellten dieses Hauses nicht erwehren, die alle Hände voll, und hätten sie deren vier, zu thun haben und eine energische Thätigkeit entwickeln. Doch dieses Bedauern sei nur ein beschränktes, denn den Verkäufern, Rayons-Ober- und Unter-Chefs bringen solch heiße Tage reiche Entschädigung, gemäß dem im Bon Marché herrschenden Princip, jedem Angestellten vom Verkaufspreise der Waare einige Procente gutzuschreiben, und man kann sich denken, daß letztere an einem solchen Parabetage, wo die Einnahmen oft 150,000 Francs betragen, sich nicht gering beziffern, der Schwarm der Verkäufer arbeitet daher auch mit erstaunenswerther Eile.

Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, an einem einzigen Nachmittag die enormen Räumlichkeiten zu durchmustern, überdies wendet sich jeder Besucher bevorzugten Rayons zu und hat seine besondern Absichten. Folgen wir heute jenen, deren Besuch den „Nouveautés“ der Frühjahrssaison gilt. Nicht ohne Mühe werden wir uns durch die verschiedenen Abtheilungen der Kurzwaaren, Hand-schuhe, Wäsche u. s. w., um in den ersten Stock zu gelangen, wo uns, statt der dienstfertigen männlichen Angestellten, elegant gekleidete und höflich lächelnde Ladenfräulein empfangen. Ihnen fällt die nicht leichte Aufgabe zu, die vom Bon Marché eigens verfertigten Roben à jour zu stellen. Wenig nutzt es jedoch, einer schau- und kauf-lustigen Dame eine noch so exquisite Robe zu empfehlen, wenn sie die feckte Käuferin will vor allen Dingen wissen, wie das an und für sich gefällige Kleid zu ihrer Physiognomie, ihrem Teint und zu ihrer plastischen Verfassung steht; sie möchte mit anderen Worten die ihr empfohlene Robe auf ihrem eigenen Körper probiren — eine etwas verhänglich erscheinende Zumuthung in einem Lokal, wo die Bevölkerung eines Landstädtchens circulirt. Und doch ist ihr Wunsch leicht zu befriedigen! Zwölf Probir-Salons stehen der Käuferin zur Verfügung, elegant und komfortabel möblirte Räumlichkeiten, ringsherum mit übergroßen Spiegeln ausgestattet, wie in den einflügeligen Interieurs der berühmten Schauspielerinnen Rachel, die keinen einzigen

physiognomischen Zug für ihre Bühnengehalten bei ihren Studien vor dem Spiegel verlieren wollte. Ist nun die gewählte Robe für Soirées, Bälle und abendliche Zusammenkünfte bestimmt, hat sie beim Lampenschein die Probe zu bestehen, so genügt es, die schweren Garbinen zusammenzuziehen, die Reflectorlampen anzuzünden, und die Käuferin darf sich dem Wahn hingeben, daß sie im Begriff stehe, in den Wagen zu steigen, nachdem sie sich nach dem Diner gemächlich in ihrem Boudoir umgesehen. — Wie die Roben, die anprobiert werden, aus- sehen? Oh, meine Damen, ich errathe Ihre Ungebuld und kann jene durch zwei Worte charakterisiren: einfach und kleidbar, also echt Pariser Waare. Besonders frappirt jene Eigenschaft, die sich als die prägnanteste des Bon Marché kennzeichnet, nämlich daß diese von Pariser Frauenhänden geschaffenen Kleiderwunder nicht bloß für die höheren Gesellschaftsklassen, sondern selbst für die bescheidensten Ansprüche vorhanden sind. Der Preis der billigsten dieser Costüme variiert zwischen 17 bis 27 Francs. Und man glaube nicht etwa, für diesen Preis etwas Dürftiges erstanden zu haben, nein, es ist eine ganz schmucke Robe, sogar durch einen Besatz, selbstverständlich billiger Spitzen, verziert. Auch ein sogenanntes Costüm „cour“ aus Wolle, der Rock plüschig, ist zu dem Preise von 29 Francs staunend billig. Damen mit besser dotirten Toilettebudgets haben freilich die Qual der Wahl. Die quadrillirten Stoffe erfreuen sich einer übrigens vollkommen berechtigten Bevorzugung. Ein solches in allen Farben spielendes Costüm mit Weste oder Bluse und jaden-artiger Taille muß allerliebste sehen. Vornehmer gestaltet sich die imponirende Rahdamas-Atlas-Robe mit spanischen Spitzen besetzt und mit von Perlen zierlich umrahmten Dessins. Der Rahdamas-stoff wird von den Schneiderkünstlern des Bon Marché verchieden-artig verwendet. Wir sahen u. A. ein Costüm, dessen Weste aus Falten gebildet ist, die den Orgelpfeifen gleichen. Der untere Theil der Taille endigt in feinen Plüsch, die Taille ist knapp anliegend. — Zu diesen Costümen passen die in der nächsten Abtheilung ausgelegten Mäntel und Damenüberwürfe. Die Phantasie der Modisten des Bon Marché hat sich diesmal eben so ausgiebig wie erfinderisch gezeigt; sie schreckten sogar vor einer gewissen Excentricität nicht zurück. In den Seebädern wird ein eigens für die diesjährige Badesaison erdennener Reize- und Promenadenmantel Aufsehen erregen. Man denke sich einen schwarz, blau und gelb, grün und roth quadrillirten bis an die Hüfte reichenden Paletot. Ein schwarzzammertes Collet und breite Sammet-Passepoils siedeln mit ihrem dunklen Ton gegen die grelle Grundfarbe des Paletots ab; ein weißes Spitzen-Zabot und große metallene Knöpfe erhöhen den excentrischen Eindruck. Einem anderen Mantel ganz im japanesischen Stile sind auf meergrünem Grunde viele Figuren applicirt. Man kann sich die Zeit förmlich vertreiben, wenn man das Bildliche etwas näher studirt. Aber auch für Kunden, die das Auf-sehen nicht lieben, ist gesorgt; Mäntel von einfachem Schnitt mit discreter Franzengarnitur sind in reicher Auswahl vorhanden. Die Preisfrage wird hier in gleicher Weise gelöst, wie bei den Costümen. Die Käuferin hat die Wahl zwischen dem Peplum aus Cademir oder erde zum Preise von 25 Francs oder einer Spitzenmantille zu 600—700 Francs.

Das Lager der Hüte bietet diesmal eine bei weitem reichhaltigere Auswahl als sonst. Da ist vor Allem der „Henry VIII.“ ein herausforderndes Ding von mattgelbem Stroh, an einer Seite keil aufwärts gebogen und reich mit Federn versehen. Einen ähnlichen Ausdruck gibt der jaustesten Wädchenphysiognomie der „Chapeau Trabant“, dessen Federn und Futter nach dem Geschnit der Trägerin assortirt werden können. Auch die Robe der niedlichen Capotebücheln, die für die Gesichter der Pariserinnen eigens geschaffen zu sein scheinen, erhält sich en vogue. Diese Hüte sind im Innern mit „viel-or“ garnirt und haben als sommerlichen Schmuck Korn- und Gelbblumen. Für ganz junge Damen hat die Hut-Abtheilung des Bon Marché einfache Toques und anspruchlose Amazonenhüte in Reserve.

Erst nachdem der Einkauf der unerlässlich notwendigen Toilette-gegenstände beendet, läßt sich eine Durchwanderung durch die Räumlichkeiten beginnen, welche Luxusgegenstände und Tausende von Nippfachen enthalten. Die diesjährige Spezialität des Bon Marché besteht in einer mannigfachen Auswahl von Sonnenschirmen. Von dem einfachen Schirm, der 3/4 Francs kostet, bis zum Gegenstand von 200 Francs, zeigt jeder Artikel eine gewisse Originalität. Auf den theuren Sonnenschirm sind zierliche Arabesken gestickt, oder ein Paradiesvogel streckt seine roth-grün-gelben Fittige darauf aus. Die billigen Sonnenschirme zeigen Figuren im Stile der Münchener Silberbogen, andere wieder enthalten Abbildungen von Jagd- oder Wettrennpartien. Diese Schirme „mit Illustrationen“ werden rasch populär werden. — Bei einer solchen Wanderung durch den Bon Marché denkt man unwillkürlich des neuesten Romans Emile Zola's, „Au Bonheur des Dames“, dessen Typen dem Interieur eines großen Pariser Magazins, solcher „Kathedrale des Handels“, entnommen sind. Manches in diesem Roman ist zutreffend, anderes nicht, wenigstens was den Bon Marché anbelangt. Der Roman leidet durch die Breite mancher Schilderung an einer gewissen Monotonie und spricht das Interesse der Pariser nicht in dem Maße an, wie die früheren Arbeiten Zola's.

### Die Eröffnung der Messe von Antwerpen im Mittelalter

(nach einem Bilde von der Düberraa's). Es ist eine malerische, figuren- und farbenprächtige Scene aus Antwerpens Vergangenheit, die uns der Künstler vor das Auge zaubert, anziehend und interessant noch in der farblosen Wiedergabe uneres heutigen Blattes. Das Bild führt uns in jene Nacht- und Blüthezeit Antwerpens ein, wo in den weiten Ringmauern der gewerbsthätigen Stadt 200,000 Einwohner ihr zühiges Wesen trieben, wo auf der breiten Schelde nicht selten dritthalbtausend Handelschiffe aller Nationen auf einmal ankerten, und die drei großen Messen von Handelsleuten aus allen Welttheilen besahren wurden. Damals — im 15. und 16. Jahrhundert — ging der Eröffnung der Messe jene aus dem romantischen Empfinden des blühenden Mittelalters entsprungene Ceremonie voraus, die unsere Illustration darstellt. Am Montag Morgen um 9 1/2 Uhr zogen in feierlichem Schmuck ihres Festornates: der Markgraf des „Marquitates Antwerpen“ mit dem langen Stabe, dem Zeichen seiner Würde als Chef der Justiz, die Bürgermeister und sämtliche Schöffen und Rathsherrn nach dem altherwürdigen Hause, genannt „De Maagd van Antwerpen“, vor das Antlitz einer unter purpurnem Baldachin in königlicher Pracht prangenden schönen Jungfrau. Sie war vom jüngsten Rathsherrn, kraft altverbriefter Prägative, aus den Bürgerbüchern der Stadt zur Repräsentantin des blühenden Gemeinwesens, als „Maagd van Antwerpen“, erkoren und bestimmt, die Schulbungen der obrigkeitlichen Personen entgegen zu nehmen und diesen dagegen, unter der symbolischen Gabe eines Straußes von rothen und weißen Rosen, die alten Privilegien der mächtigen Stadt von Neuem zu bestätigen und einzufähigen. Kam bei dieser glänzenden Ceremonie die Reihe endlich an den schon genannten jüngsten

Rathsherrn, der Jungfrau zu hulbigen, dann trat er vor sie im auszeichnenden Schmuck eines vom Magistrat gelieferten herrlichen Prachtmantels, überreichte ihr einen silbernen Teller voll Confitüren, empfing auch seinerseits den symbolischen Rosenstrauß und hatte nun das Vorrecht, ja die Verpflichtung, den Dank der Stadtbehörden in einer Umarmung der hohen „Maagd“ und einem Kuß auf ihre rosigten Lippen zum feierlichen Ausdruck zu bringen. Welch reizende Scene! Welche süße Verpflichtung! Ja, die gute alte Zeit! Die unsrige kennt solche holde Obliegenheiten im Dienst des Staates gar nicht mehr. Gott sei's geklagt!



Wir hatten schon wiederholt Gelegenheit, dem Lesepublicum des Bazar ein schönes und, bei sehr mäßigem Preise, außerordentlich reich ausgestattetes illustriertes Werk über Land und Leute in Schweden, Norwegen und Großbritannien zu empfehlen: die bei Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig erscheinenden „Nordlandsfahrten.“ Dies nach einsichtigem Plan angelegte und unter dem Zusammenwirken berufener Kräfte in zweckentsprechender Weise durchgeführte Werk gab im ersten Bande die gelungene Schilderung von Norwegen, Schweden, Irland und Schottland: einen recht interessant geschriebenen, Land und Leute, Sage und Geschichte, Literatur und Kunst liebevoll berücksichtigenden Text und ganz vorzügliche, von angesehenen Künstlern geschaffene große Illustrationen. Der zweite und dritte Band schilbert England, Wales und die Kanalküsten und schloßen das schöne Werk nach dem anfänglichen Plan ab. Die Aufnahme desselben seitens des Publicums ist aber eine so günstige gewesen, daß die Verlagshandlung sich gern entschloß, demselben eine Erweiterung über die ursprünglichen Grenzen hinaus zu geben und einen vierten, übrigens in sich völlig selbständigen Band „Holland und Dänemark,“ Land und Leute auf Grund neuester Reisen geschildert von Friedrich von Hellwald und H. Weitemeyer, den vorigen hinzuzufügen. Derselbe soll 8 Lieferungen umfassen und bis zum Sommer 1883 abgeschlossen sein. Selbstverständlich bietet Holland und Dänemark landschaftlich nicht so imponirende Scenerien wie Skandinavien und Schottland; darum aber mangelt es auch den flachen Gegenden jener beiden Länder keineswegs an höchst anziehenden Vorwürfen für den Landschaftler, und außerordentlich reich ist ihr Stoff an interessanten Städtebildern, Architekturen, Interieurs, Volkstypen, Trachten etc. Die vor uns liegenden ersten Hefte bieten davon eine anziehende Fülle in höchst charakteristischen Auffassungen. Wir geben unsern Lesern heute die Reproduction eines Vollbildes aus dem 29. Heft des Gesamtwerkes (5. Lieferung des 4. Bandes), eine Hochzeit auf Zeeland darstellend. Diese von den Touristen gewöhnlichen Schläges meist vernachlässigte Insel-Provinz bietet außerordentlich viel Eigenthümliches, Altüberkommenes und Strengbewahrtes in Sitten und Gebräuchen, in Trachten und Wohnungen, Festlichkeiten und Vergnügungen; unser Bild stellt uns mitten in eine derartige Besonderheit des Zeeländischen Volkes hinein. Braut und Bräutigam sitzen an der Hochzeitstafel unter der von den Freundinnen gestochten Brautkrone zwischen den Eltern in reichem Schmuck und lauschen dem Hochzeit-Gesang, das der bei festlichen Gelegenheiten nie fehlende Dorfpoet unter den begleitenden Tönen von Flöte und Geige und der Assistent neugieriger Freunde und Verwandten mit pathetischer Stimme vorträgt — ein ebenso malerisches wie charakteristisches Bild! — Wir gedenken auf das schöne Werk bei seinem Abschluß zurückzukommen.

„Reisekizzen aus Indien.“ Von Herrn und Frau Vereschagin. Mit Illustrationen. 1 Bdn. (Leipzig, B. G. Teubner.) Ein recht interessantes Büchlein. An einander gereichte Notizen aus dem Tagebuch der Frau Vereschagin, die in ihrer außerordentlichen Simplicität um so überzeugender und unmittelbarer auf den Leser wirken, geben eine Schilderung von den Wechseln und Beschwerden des Lebens, denen der treffliche Maler sich unterzogen hat, um Natur und Menschthum in Asien mit eigenen Augen zu erkunden und künstlerisch zu fixiren. Auf diesen oft höchst gefährlichen, immer aber äußerst anstrengenden Fahrten war die tapirere Frau seine unverzagte Begleiterin, und ihre mit großer Klarheit des Blickes angestellten Beobachtungen erfüllen uns fast mit nicht geringerer Bewunderung vor ihr, wie vor ihrem Gatten. Dieses erste Heft schildert ihre Reise im östlichen Himalaya. Sehr zahlreiche Abbildungen nach Vereschagin's an Ort und Stelle aufgenommenen Gemälden zieren das Büchlein. — Chr. F. Maurer, „Entscheidungs-schlachten der Weltgeschichte.“ (Leipzig, J. J. Weber.) Was der Verfasser gibt, ist ein deutsches Pendant zu G. Creasy's verdienstlichem Buch „Fünfundzwanzig Entscheidungsschlachten“ aus welchem auch Einiges — übrigens mit voller Selbstständigkeit — benützt worden ist. Zwei und zwanzig höchst anschaulich geformte Schlachtenbilder, zugleich eine Darlegung ihrer historischen Bedeutsamkeit auf dem trefflich geschilderten Hintergrunde des geschichtlichen Lebens der an den Schlachten theilnehmenden Völker und Staaten! Ein lehrreiches Buch, das uns bis auf die allerneueste Zeit über die großen Peripetien des Welt-geschichts-Dramas in wünschenswerther Weise orientirt.

Abrian Valbi's „Allgemeine Erdbeschreibung.“ Ein Hausbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten. Siebente Auflage. Neubearbeitet von Josef Chabanne. Mit 400 Illustrationen und 150 Karten. (Wien, A. Hartleben.) Das volkswonnmirte Werk, das nun schon in sechs Auflagen sich im großen gebildeten Publicum eingebürgert hat und durch seine Reichhaltigkeit, Verlässlichkeit und populäre Darstellung immer neue Freunde wirbt, hat in der uns vorliegenden siebenten Auflage durch die kunbige Hand des Bearbeiters wieder nicht unerheblich gewonnen und bildet sich mehr und mehr zu einem unentbehrlichen Hausbuch der deutschen Familie heraus. Die Ausstattung ist von der Verlagshandlung mit großer Opulenz vollzogen. Die vorliegenden Hefte enthalten eine Fülle von schönen Vollbildern, halbseltigen Illustrationen und Textkarten, überall ist die Darlegung graphisch aus Wirksamkeit unterstützt und schätzenswerthe Beigaben erhöhen den Werth des Buches fort und fort.

„Aus der Werkstätte des menschlichen und thierischen Organismus.“ Eine populäre Physiologie für gebildete Leser aller Stände. Nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet von Ferd. Siegmund. Mit 500 Illustr. (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.)

Unsere Zeit fordert mit immer gesteigerter Dringlichkeit Popularisirung der Wissenschaft und ihrer Ergebnisse. Dieselben sollen nicht mehr ausschließlich Eigenthum der Gelehrten sein und in einer nur diesen zugänglichen und verständlichen Form schriftlich niedergelegt bleiben. Das Volk will sich selbst von den Fortschritten der Menschheit überzeugen und Einsicht gewinnen in den Gang von Fortschritten, die der Stolz des Jahrhunderts sind. Diesem Bedürfnis haben nach und nach auf dem Gebiete mannigfachen Wissens treffliche Gelehrte, obenan Alexander von Humboldt, durch Werke von edler Popularität entsprochen; in ihren Spuren geht auch der Verfasser dieses Werkes einher. Die Physiologie oder die Lehre vom leiblichen Leben der organischen Wesen erfährt durch ihn eine für jeden Gebildeten fassliche und interessante Behandlung, der überdies hunderte von trefflichen Abbildungen wirksam zu Hilfe kommen. — „Geschichte der modernen Kunst“ von der französischen Revolution bis auf die Gegenwart, 1789—1882, von Adolf Rosenbergs. (Leipzig, Fr. W. G. Bruner.) Der auf dem Gebiet der Kunstgeschichte wolberufene Verfasser geht von der Ansicht aus, daß die moderne Kunst zur Zeit einen Höhepunkt erreicht habe, von dem aus auf vorangegangene Epochen der Vorbereitung mit Nutzen Rückblick genommen und das Gewordene aus seinen Voraussetzungen erklärt werden könne. Demgemäß hat er sich die Aufgabe gestellt, den Kampf der verschiedenen Richtungen innerhalb der modernen Kunst, wie er sich in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts abgepielt hat, in charakteristischen Zügen auf historischem Hintergrunde zu schildern, um dann von 1850 ab bis auf die Gegenwart ein detaillirtes Bild von der Kunstentwicklung in Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Belgien und England nebst den von jenen beeinflussten Nebenländern zu entwerfen. Dieser Aufgabe genügt das schöne Buch, soweit es uns vorliegt, voll und ganz; es ist ein Genuß nicht gewöhnlicher Art, dem Verfasser in seinen lichtvollen Darlegungen zu folgen, und wesentliche Bereicherung und Vertiefung eigenen Wissens ist die bleibende Frucht ernstlicher Beschäftigung mit denselben. Wir sehen dem Abschluß des bedeutamen Werkes mit Interesse entgegen.

Georg Erler: „Wanderzüge und Staatengründungen der Ost- und Westgermanen.“ Erzählungen griechischer, römischer und deutscher Geschichtsschreiber. (Leipzig, Alphons Dürr.) Es ist der erste — übrigens auch für sich bestehende — Theil eines größeren Werkes, in welchem der Verfasser den dankenswerthen Plan verfolgt, eine deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters aus den Erzählungen namentlich deutscher Geschichtsschreiber zusammenzustellen, d. h. dieselbe von Schriftstellern, die der betreffenden Periode möglichst nahe standen, in der ihnen und ihrer Zeit eigenthümlichen Weise dem jetzt lebenden modernen Geschlecht erzählen zu lassen. Das Verbleibliche eines solchen Unternehmens, zumal wenn es in so umsichtiger und taktvoller Weise durchgeführt wird wie hier, liegt auf der Hand. Ein großer Theil selbst unseres gebildeten Publicums kennt die Quellen unserer älteren und mittleren Geschichte wenig oder gar nicht. Verjüngung, dafür Interesse zu wecken, sind bisher an der Mangelhaftigkeit oder Schwerfälligkeit des Verfahrens gescheitert resp. nur in kleinstem Umfange wirksam geworden. Am meisten gelang es Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“, den Sinn für unsere Vorzeit zu beleben; doch auch dieser gibt keine vollständige Geschichte der Deutschen aus den Quellen unmittelbar zusammengestellt. Er verfolgte lediglich die Absicht, an Aufzeichnungen vergangener Menschen aus den letzten Jahrhunderten einige der großen Gedanken darzustellen, welche das Leben unserer Nation gerichtet haben. So blieb für G. Erler eine große und schöne Aufgabe übrig und er hat sie vortrefflich gelöst: die Geschichte unserer deutschen Vorzeit aus den Originalberichten von Augenzeugen, Mitlebenden oder Mitthandelnden so lebensvoll und charakteristisch zusammenzustellen, daß auch wir sie im Geiste noch einmal durchleben, daß wir unmittelbar in die Handlung- und Gedankenkreise unserer Vorfahren hineinblicken können. Aus dem überreichen Stoff ist mit sicherem Takt das Wesentliche herausgehoben, Nebensächliches und Anstößiges übergangen. Die größten Schicksalswechsel, die unser Volk erlitten hat, sind immer durch die wahrsten und lebendigsten Berichte veranschaulicht; die bedeutendsten Männer stets von competentesten Zeitgenossen geschildert. Und damit auch hier ein möglichst objectives Bild dem Leser geboten werde, verfehlt Erler nicht, überall anzumerken, welche besondere Stellung der Geschichtsschreiber oder Biograph zu den Ereignissen, die er schildert, eingenommen habe. Die Verbindung zwischen den einzelnen Original-Stellen zu einem historischen Ganzen vermittelt der Verfasser durch selbstgegebene Uebergänge — klar, anziehend und fördernd. Daß durch solche Werke die „Lust an der Geschichte unseres Volkes erweckt und dadurch die Liebe zum Vaterlande gesteigert werde“, unterliegt für uns keinem Zweifel.



Was werden wir im Frühjahr, im Sommer tragen? Diese Frage zur Zeit, wo ich meinen Bericht abschließe, bei Märzschnee zu beantworten, müßte verfrüht erscheinen, hätte die Mode nicht das glückliche Prestige, auch die feindlichsten Contraste in Einklang zu bringen. Spottet sie doch aller Bitterungsunbill durch eine Flut sommerlicher Gebilde, durch Kränze von Sonnenschein und Himmelsblau, mahnt aber doch, zeitig an kommende Tage zu denken, um gefeit zu sein gegen jeden Ueberfall. Ja, was werden wir tragen aus der unendlich reichen Stoff- und Farbenwelt, die sie uns überschüttet? Gaze, seidene, durchbrochene gewebte Gaze mit Reliefdessins, Palmen, Blumen, stilisirten Blättern in Sammet und Plüsch repräsentiren das vornehmste Genre für sommerliche Toiletten, das selbst kühlere Tage gegenüber Stand hält, da der Stoff zumeist mit satin merveilleux oder surah zusammengestellt wird. Und da die Chenille-, Sammet- oder Plüschgaze nicht gerade zu den billigsten Stoffen gehört, überdies ein vollständiger Anzug Einbuße am Effect erleidet, pflegt man aus Gaze nur ein redingote-ähnliches Ueberkleid zu fertigen, dem ein Rock, in mobiler Weise mit breiten Plüschfalten oder Volants ausgestattet

und aus surah oder satin in abstechender Farbe gefertigt, eine treffliche Folie verleiht. Der elegante und vornehme Eindruck wird noch erhöht durch das changearartige Schillern der Gaze und des Seidenfutters. Soweit eine Abbildung im Stande ist, die Phantasie, welche die Farben und Stoffe sich vergegenwärtigen muß, zu unterstützen, mag das die Abb. 1 thun. Sie stellt eine der eben erwähnten Toiletten dar und zwar aus chaudron-farbenem Satin und schwarzer mit gleichem Stoff unterlegter Gaze. Nicht minder schön wirkt erdwe-farbene Gaze mit braunen Plüschblumen und braunem Satin. Spitzenvolant und Jabot, Schleifenbündel aus Sammet und Atlasband in den betreffenden Farben, Perlen- oder Chenillequästchen, in einzelnen Abständen in dem Jabot angebracht, vollenden dieses Meisterwerk einer eleganten Toilette. In gleiche Kategorie sind alle gestickten Roben zu stellen. Aus Gaze und voile in erdwe und ceru hergestellt, besteht ihre Ausstattung zumeist in Plattsticherei von Seide in einer der modernen Farben, oder in Bordüren türkischen Genres, mit buntem Garn auf Tüll ausgeführt. Selbst Pleinfiguren in Kreuzstich mit farbiger Seide oder Garn, den Bordüren entsprechend, für den Stoff der Tunkita und Taille gearbeitet, tauchen hier und dort auf. Ein solches Arrangement ist mit Recht exclusiv und originell zu nennen, zumal seine Eigenart noch durch Schleifenbündel der verschiedensten Farben sich geltend macht. (Bezugsquelle: Mode-Bazar Gerson.)



1.

Eine andere Art gestickter Roben, die noch in ihrem Aussehen in ihrem praktischen Werth zu unterstehen, überdies weniger kostspielig sind, kennzeichnen wir in Abb. Nr. 2. Vermöge der Curbelmaschine und anderer mechanischer Vorrichtungen gelingt es der Industrie, die reichsten und effectvollsten Stickereien in Application-, Schnur- und Kettenstich, Chenille und Seide auszuführen, die von der Mode durchaus goutirt und für Sommerfaschirm, voile und wollene Batiste in Anwendung gebracht werden. Theils sind die Stickereien im Ton des uni-Stoffes, theils auch, wie die Applicationsfiguren, in dunklerer Nuance gehalten. Zumeist begehrt sind diese Toiletten in den Modifarben, Olive, Myrthe und Loutre. (In Cartons montirt sind sie im Magazin von H. Riffauer vorrätzig.)



2.

Nächstem nehmen alle leichteren Stoffqualitäten unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Unter den Seidenfabrikaten verdienen die Laffete, Glacés und die Changeants Erwähnung, die sich energisch einbürgern; auch die carrirten Seidenstoffe, die Popelines — neuestens ein Esar, gewebt aus Wolle und Seide und unter dem Namen Ottoman-Stoff im Handel — verlangen ihr Recht. Der letztgenannte Artikel verdient volle Beachtung, denn neben der Schmiegsamkeit und Weichheit des Materials steht er an Lustre den reinen Seidenstoffen keineswegs nach. Im Mode-Bazar Gerson ist er zunächst in den Farben Terracotta, Elektrischblau, Schwarz-Grau und Marineblau vorrätzig. (Breite 60 Cent.) Als Auszug dieses neuen Stoffes erschien gleichzeitig eine neue bunte Spitze im Handel, „Kaschmirspitze“, die, aus bunten, grellfarbigen Seidenfäden gewebt, einen echt nationalen Eindruck macht und — mit Ausnahme des Grau — im vollen Einklang zu den erwähnten Farben steht.

Haben wir auch verschiedentlich Notiz genommen von der reichen, allseitigen Verwendung, der sich das Sammetband erfreut, so gemahnt uns das in Paris entschieden dominirende Genre der „petits rubans“ nochmals darauf zurückzukommen. Diese petits rubans sind in geschickter Verwendung so recht für die Jugend geeignet; denn reizend kleiden die vollen Schlingenrosetten aus farbigem Sammetband, aus Goldblitze, aus Gazebändchen, die lockigen, jugendlichen Köpfchen, mögen erstere auf einem Capote- oder runden Hüthen thronen oder, die Blume erhehend, im Haar und an der Seite auf der Achsel befestigt, mögen sie den Schluß eines Sammethalsbandes vermitteln oder auf den Kermeln über dem Ellbogen angebracht sein. La mode des petits rubans tritt allerorten so energisch auf, daß Modistinnen wie couturières sie nicht ignoriren dürfen. (Abb. 3.)



3.

Der schon in voriger Nummer den Schirmen gewidmeten Beipresung seien sowohl die hier in Abbildung gegebene Gruppe (Abb. 4—7) als auch die nachfolgenden Notizen gleichsam als Postscriptum beigegeben. Je weiter die Jahreszeit vorrückt, um so mehr Glanz und Mannigfaltigkeit entwickelt die Mode, und so sind wir veranlaßt, das Neueste



4-7.

auf dem Gebiet des Neuen zu registriren. Zunächst die Mittheilung, daß neben den größeren und mittelgroßen Sonnenschirmen auch die kleinen zierlichen Knicker starrer Façon zu eleganter Toilette jungiren und vielfach von Sammet mit weißem Seidenfutter hergestellt werden. Das feine, elegante Geftell des Knickers ist oft nur am unteren Ende mit einem Griff in Metall „Genre Renaissance“, von Weisner Porzellan, oder mit einer zierlichen Schleife geschmückt. Ebenso erwähnenswerth sind größere Schirme aus farbiger Seidenfalle, z. B. roth; Vögel in künstlerischer Malerei, Adler, Falke, Aras etc. schmücken den einen Schirmtheil, selbst figurliche Scenen dienen diesem Zweck. Schirme von carrirtem Seidenstoff mit einfarbigem Futter, oder von uni-Stoff mit klein carrirtem Futter stehen ebenfalls auf dem Repertoire, dann Schirmbezüge von Sammetgaze mit durchbrochenen Einsatzeilen, Schirme mit allerlei Zierrath an den Griffen, wie Schleifen, Ringe, ja selbst mit kleinem Taschchen zur Aufnahme von Münzen oder Billets etc. Auch die Fächer sind in dieser Saison von der stehenden Welle der Mode nicht unberührt geblieben. Selbst hier haben die Vögel ihr Domicil aufgeschlagen. Einzelne größere Vertreter der Gattung in schöner Malerei, aber auch ganze Tauben- und Mövzenzüge in perspectivischer Anordnung, kleine idyllische Vogel-scenen im grünenden Haag oder im lauschig, dem Wasser überhängender Weibengebüsch, alles das sind die modernen Motive für Gaze-, faille- und Satinfächer von weißer, gelber oder schwarzer Farbe. Auf letzteren auch domirt, wie überall, das Gold, wenn nicht ein schwarzer Fächer gerade von ernsten Zwecken abhängig ist. Für letzteren Fall empfehlen sich besonders schwarze Gaze-Fächer mit Spitzen-Application oder eingestrichen Spitzenfiguren. Die Fächergestelle sind aus den verschiedensten Holzarten, neuestens auch aus Leder und Goldpressung. (Mode-Bazar Gerson.)

Und nun — last not least — sei unserer Kleinen gedacht. Auf sie ist das bei uns Erwachsenen in Vergessenheit gerathene Jersey-Costüm überkommen. Praktisch und einfach, dabei wärmend und schützend gegen klimatische Einflüsse, verdient die Jersey-Kleidung für unsere Kleinen, die beim Spiel im Freien sich tummeln, sich auch



8.

9.

den Erdboden häufig dazu ersehen, Beachtung. Der Jerseystoff besteht in strickerähnlichem Wollengewebe, das bei aller Dichtigkeit weich und behrbar ist und daher auch in keiner Weise die freie Bewegung der Kinder beeinträchtigt. Für Knaben besteht der Anzug in Beinkleid, langer Bluse, Strümpfen und Schottenmütze von marineblauem Jerseystoff, für kleine Mädchen in Strümpfen, faltigem Röckchen und einer Bluse (s. die Abb. 8 und 9). Vorrätzig im Mode-waaren-Bazar Gerson.

